

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 286.

Donnerstag, 7. Dezember.

1916.

(16. Fortsetzung.)

Und das Glück kam.

Von Elisabeth Fries.

(Nachdruck verboten.)

Was nachher kam, wie der Abend vorüberging, hätte Philipp nie zu sagen gewußt.

Als er aufstand, um nach Hause zu gehen, holte Alix ein kleines, unscheinbares Buch, das sie ihm in die Hand gab. Borne hatte sie eine Strophe eingeschrieben.

„D“, sagte Philipp, „danke!“ Er neigte sich über ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. Aber seinem offenen, stolzen Charakter widerstrebte jede Heimlichkeit, und er sagte zu Viktor, der gespannt der Szene zusah:

„Dafür muß ich deiner Frau einen Kuß geben.“ Ohne auf eine Antwort zu warten, küßte er die geliebte Frau — heißer als vorher. Dann riß er sich los und stürmte hinaus. Viktor folgte ihm.

Einen Augenblick gingen die Freunde schweigend. Dann sagte Viktor mit belegter Stimme:

„Du wirst mir sehr fehlen, alter Freund, und ich — danke dir für alles, was du mir warst.“

Es nützte nichts, daß er sich Mühe gab, tapfer zu erscheinen — auch ihm standen die Augen voll Tränen.

„Sei gut zu ihr“, bat Philipp.

Noch ein heftiger Händedruck, eine rasche Umarmung, dann trennten sie sich.

Als Philipp Ferber in „Villa Friede“ eintrat, sah er Licht im Zimmer seiner Mutter. Schon stand sie auf der Schwelle.

„Mutterchen, du noch wach?“ fragte er bestürzt, „da wir doch morgen so früh aufstehen müssen!“

„Ich kann den ganzen Winter ausschlafen, mein Junge“, sagte Frau Ferber gütig und schloß die Tür hinter ihm. Sie zog ihn neben sich auf das Sofa und faßte seine Hand.

„Mein armes Kind“, sagte sie weich.

Philipp schossen die Tränen in die Augen. Er legte seinen Kopf an die Schulter der treuen Mutter und überließ sich einen Augenblick dem brennenden Weh, von dem sein ganzes Sein erfüllt war.

„Das hat wohlgetan“, sagte er, als er sich endlich wieder in der Gewalt hatte, „ich danke dir, Mutter.“

In das kleine Buch — das Neue Testament — hatte Alix folgendes Gedicht geschrieben:

Vor allem halte fest am Glauben,
An deinem Gotte halte fest;
Laß dir den Himmelstrost nicht rauben,
Der nie zu schanden werden läßt:
Den Himmelstrost, vor Gott den Herrn zu treten,
Wenn Erdennot die Seele drückt:
Wer beten kann, von Herzen beten,
Der kann auch tragen, was Gott schickt.“

Philipp Ferber laß es wieder und wieder auf der Fahrt nach Bremen. Es war schließlich doch eine Erleichterung für ihn gewesen, als er sich in Frankfurt von den Schwestern trennen konnte, obwohl er sie sehr liebgenommen hatte. Aber die Eindrücke des letzten Abends führten zu sehr auf ihn ein, als daß er die

Unterhaltung mit den jungen Mädchen, soviel Mühe sie sich gaben, Rücksicht auf seine leisesten Wünsche zu nehmen, anders als eine unwillkommene Ablenkung hätte empfinden können. Es gibt Zustände im Leben, wo Mitleid zum zwingenden Bedürfnis wird, weil wir fühlen, daß Unerfessliches uns sonst verloren geht.

Maria und Frieda beschäftigten sich hauptsächlich mit Randolph. Er war noch einmal über Sonntag in Schwalbach gewesen und hatte ihnen auf Tod und Leben den Hof gemacht. Beim Abschied hatte er versichert, eine von ihnen heirate er bestimmt, er müsse nur jetzt ein Jahr lang überlegen, welche. Von Frau Ferber hatte er nur noch als von seiner Schwiegermutter gesprochen, so daß man, da alle auf seine Scherze einzugehen verstanden hatten, nicht aus dem Lachen heraus gekommen war.

Philipp, der genau wußte, daß ihm der Abschied sehr schwer fallen würde, war daher froh, daß Randolph einen Tag früher reisen mußte, um in Bremen noch alles Notwendige zu ordnen. Seine Schwestern freilich bedauerten einmal über das andere, daß der lustige Gesellschafter nicht dabei sein konnte. Sie trugen Philipp alles Mögliche für ihn auf, was er indessen nur mit halbem Ohr hörte.

Jetzt endlich saß er allein in einem Abteil zweiter Klasse und konnte seinen Gedanken nachhängen. Seine Hand strich lieblosend über das unscheinbare Büchlein, auf dem ihre Hand geruht hatte. Wie sinnig von ihr, daran zu denken, ihm dies Buch mitzugeben! Der Abend stand lebhaft vor seinem Geiste, als Viktor so gereizt und spöttisch sagte, nun fange Alix gar noch an, fromm zu werden.

Er sah ihr süßes Gesicht vor sich mit den schönen Blauaugen, die so traurig blickten, und der blonden Flechtenkrone. Das Heimweh krampfte ihm das Herz zusammen, er schloß die Augen und gab sich einem wilden Schmerzensausbruch hin.

Musik empfing die Abreisenden, als sie auf die „Trave“ kamen. Jeder Ton schmerzte Philipp, aber Randolphs Anwesenheit zwang ihn, sich seinem Trübsinn zu entreißen. Im Augenblick der Abfahrt wurde ihm ein Brief mit dem Poststempel „Langenschwalbach“ übergeben. Er ließ ihn in die Tasche gleiten und wartete die erste Gelegenheit ab, um sich unauffällig zurückzuziehen. In der Einsamkeit der Kabine las er, was Alix ihm schrieb.

„Mein lieber Freund!

Das Unbegreifliche ist wahr geworden, der neue Tag zieht heran, und Sie sind ferne von uns! Aber im Geiste werden Sie immer bei uns sein, nichts wird geschehen können, ohne daß ich daran denke, was Sie dazu sagen würden. Sie sind mir soviel gewesen in diesen Monaten, daß ich nicht weiß, wie ich das Leben ertragen soll, nun, da Sie ferne sind. Aber Sie wollen, daß ich es ertrage, und so wird es gehen.“

Gordon war sehr betrübt, den lieben Onkel Phil nicht mehr gesehen zu haben. Aber es tröstete ihn sehr, als ich ihm sagte, daß Sie bei ihm waren und ihn geküßt haben. Er schickte dem lieben Onkel viele Küsse.

Und nun, mein teurer Freund, leben Sie wohl! Möge es Ihnen immerdar gut gehen! Und vergessen Sie nicht Ihre Miz."

Die letzten Sätze waren sehr undeutlich geschrieben, so als ob die Schreiberin durch Tränenschleier gesehen hätte. Auch Philipps Augen feuchteten sich beim Lesen ihres Abschiedsgrußes. Er hatte am Abend vorher im Hotel einen Brief an sie geschrieben, aber lange geschwankt, ob er ihn fortzuschicken sollte. Nun war er doch froh, daß er es getan hatte. Wie würde die liebe Frau auf ein Lebenszeichen von ihm warten!

Sein Brief hatte gelautet:

"Meine liebe, liebe Miz!

Laß mich Dich einmal so nennen, wie ich es in meinen Gedanken so oft getan habe. Es ist kein Unrecht dabei, und Dein Gatte würde es mir nicht wehren, denn ich glaube, er weiß, daß man Dir nicht nahen kann, ohne Dich lieben zu müssen. Ich muß es Dir einmal sagen was das Zusammensein mit Dir für mich bedeutete, der Dich liebt, so lange er denken kann. Was Du mir in dieser Zeit geworden bist, wird erst mit mir sterben.

All meine Gedanken sind bei Euch. Ich versuche mir jede Stunde auszuendenken, was Ihr tut. Gewiß werden heute schon die Koffer gepackt. Wie wird Gordon helfen wollen, und wie gerne würde Onkel Phil sich dabei betätigen!

Lebe wohl, ich kann nicht mehr schreiben. Vergiß nicht, was ich Dir am letzten Abend sagte, Du einzig geliebte Frau! Grüße Viktor und das Kind und gönne noch einen Kuß

Deinem

Philipp."

Es war seltsam: Im Anfang der Reise mieden sich Randolph und Philipp beinahe, denn jeder hatte mit sich zu tun und wollte allein sein. So sehr Randolph sich auf die Reise gefreut hatte, in den ersten Tagen hatte auch ihn etwas wie Heimweh gepackt und hinderte ihn, sich der neuen Eindrücke zu freuen. Nicht einmal die Amerikanerinnen, die in einigen wirklich schönen Erscheinungen vertreten waren, vermochten ihm mehr als ein ganz flüchtiges Interesse zu entlocken. Wäre Philipp nicht so sehr von seinen Gefühlen in Anspruch genommen gewesen, so hätte die Veränderung, die mit dem Freunde vorgegangen war, ihm auffallen und er hätte sich sagen müssen, daß ein tieferer Grund dazu vorhanden sein müßte.

Lange dauerte Randolphs Traurigkeit indessen nicht. Nach einigen Tagen war er so weit, wenigstens die Reize der Seefahrt zu schätzen, und bei der Ankunft in New York schon mußte Philipp über die Aufnahme- und Begeisterungsfähigkeit des Freundes staunen. Ohne es zu wissen oder zu wollen, ließ er sich davon mit fortreißen, so daß die Tage in New York, die nur kurz bemessen waren, wie im Fluge vorübergingen. Die weite Eisenbahnfahrt nach San Francisco ging durch landschaftlich ungemein bevorzugte Gegenden und bot soviel des Schönen und Interessanten, das auch für Philipp, der stets die kürzere Strecke gefahren, neu war, und das Ende der Reise unerwartet schnell herankam. Die Fahrt auf dem Stillen Ozean, die immerhin noch fast acht Tage dauerte, gestaltete sich dadurch besonders anregend, daß zwei große Kriegsschiffe sich ständig in Seeweite der „Mary Baldwin“ hielten.

In Kanai wurde Philipp Ferber mit so großer Liebe und Freude empfangen, daß er sich ganz undankbar vorkam; denn sein Herz wollte fern in der Heimat, und es wollte ihm völlig unfahbar erscheinen, daß er vor einem halben Jahre sich so schwer entschlossen hatte, dem Rufe der Mutter zu folgen. (Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

In deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tödliche Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren.
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Schiller,

Kaiser Franz Josephs letzte Fahrt.

Von Dr. Hans Wantosch.

Wien, am 30. November.

In zwei Tagen hätte es sich zum 68. Mal gejährt, daß Kaiser Franz Joseph I. — am 2. Dezember 1848 — in Olmütz den Thron der Habsburger bestiegen und, Tränen in den Augen, von seiner Jugend Abschied genommen hat, die „nun dahin war“, Fahnen wehten sonst an diesem Tage von allen Häusern, bunte, fröhliche Wimpel in feierlich schwarz-gelben und heiteren rot-weißen Farben. Es war ein Freuden-Jubeltag des Volkes, rot angestrichen im österreichischen Kalender wie jener andere: der 18. August, an dem Franz Joseph geboren war, an dem die Sommerfreude der Wiener kulminierte und Zehntausende der bunt leuchtenden Lampions, farbigen Glühlichter, dem rauschenden Spiel der Militärkapellen in den Prater zogen. Mit dem heutigen Tage verloschen diese beiden Daten im Kalender der schwarz-gelben Feste. Schwarz umfärbt für immer ihr feiertägliches Rot: Kaiser Franz Joseph, die Daten seines Lebens und seiner Regierungszeit sind nur mehr Erinnerung, blicke Historie und nicht mehr lebendige Gegenwart. Kaiser Franz Joseph hat seine letzte Fahrt getan: von der Burg seiner Väter in die Gruft seiner Ahnen.

Bei jedem Schritt aber, den der majestätisch große Leichenwagen auf dem langen Weg über den Ring, den Kai, zur Metropolitankirche von St. Stephan und durch die Stragenschluchten der inneren Stadt zur Grustkirche bei den Kapuzinern zurücklegt, wurde der Gedanke an den Toten härter und nachdrücklicher wach, wurde es immer inniger und eindringlicher bewußt, wie sehr er mit dieser Stadt, mit diesem Lande und dieser Zeit verknüpft ist, wie unauslöschlich der Verstorbene für immer mit und unter uns lebt. An jeder Straßenkreuzung, an jedem Platz, ja fast vor jedem einzelnen Hause, wurde eine Erinnerung an den toten Kaiser wach. Diesen Weg ist er zum ersten Mal gefahren, als er am 1. Mai 1865 die Ringstraße eröffnete, die auf sein Geheiß an Stelle der alten Stadtmauern, Wälle und Glacis entstanden war und (wenn auch nicht die schönste, so doch) die größte, prunkhafteste und prächtigste Straße der Welt geworden ist. Diesen Weg fuhr er acht Jahre darauf, als er am 1. Mai 1873 die Weltausstellung eröffnete, und an seiner Seite saß damals Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, der erst ein halbes Menschenalter darauf Kaiser Friedrich wurde. Hier stand Franz Joseph, als 1879 der erste, 1908 der zweite Festzug an ihm vorüber zog, diesen Weg fuhr er bei Empfängen fremder Fürsten, zur Eröffnung der Ausstellungen, zur Grundsteinlegung aller bedeutenden Gebäude der Stadt, diesen Weg hat er die Frau, den Sohn, den Bruder und viele andere seines Hauses zur letzten Ruhe geleitet: der Leichenkondukt Franz Josephs fuhr an der Geschichte Franz Josephs vorüber, die zugleich die Geschichte seines Landes, ja, jedes einzelnen der Hunderttausenden war, die heute barhäuptig und in stiller Ehrfurcht am Straßenende standen.

Aus allen Bezirken der Zweimillionenstadt waren die schwarzen Kolonnen der Menschen aufmarschiert. Es waren nicht nur Wiener. Sie kamen doch aus dem niederösterreichischen Flachland, sie kamen aus Budapest, aus Graz, Linz und Brünn. Von Stunde zu Stunde stiegen die Sitzplätze hinter den Wohnfenstern, den Spiegelscheiben der Kaffeehäuser, der Bureaus, der Geschäftsläden. Für einen Platz zwischen Stephans- und Kapuzinerkirche, wo das neue Kaiserpaar, die fremden Fürstlichkeiten, die Erzherrzöge, der ganze Hofstaat dem Sarge zu Fuß folgte, wurden 100, 200 und 500 Kronen geboten. Aber es muß gleich gesagt werden: bei aller Kunstvoll erdachten und sinnreich gesteigerten Pracht, die das Zeremoniell der Habsburger entfaltet, wenn es einen der Ihren zu ehren gilt, war Kaiser Franz Josephs letzte Fahrt doch kein Schaugepränge, kein Schauspiel, kein Spektakel —

Über die äußere Form von Prunk und Pracht siegte die historische, fast metapheerische Idee: hier wird ein Mächtiger dieser Erde zu Grabe getragen, nicht nur ein Kaiser, sondern auch das Zeitalter eines Kaisers — die francis-jesefinische Epoche Österreich-Ungarns, und über dem realistischen Schauen jedes einzelnen schwebte das immaterielle und imaginäre Gefühl: dabei zu sein bei einem Datum der Weltgeschichte.

Das mochte wissentlich oder unwissentlich, die Hunderttausenden, die zehn Kopf tief hintereinander — ein Wall von Menschenleibern — stand, ganz still, fast andächtig und bekümmert, als bei sanftest blauem Kaiserwetter der schwere schwarze Zug aus dem schwarz verhüllten Burgtor fuhr. Einen Augenblick schien es, als hielte die Stadt den Atem an. Nur die dumpf hallende Ewigkeitsstimme aller Kirchturmglocken schwebte, schwall, klang an, schwang ab; und dieses Hallen in den Lüften; das fast unheimliche Schweigen der Menschen, das mattgelbe Brennen der Laternen bei strahlendem Sonnenlicht gab dem Ganzen etwas Unwirkliches, Entfremdetes, beinahe Geisteshaftes.

Wiederum, wie drei Tage zuvor, bei der „Einholung“ der Leiche aus Schönbrunn in die Burg, machten zwei junge, schlanke Vorreiter in schwarzen spanischen Livreen, Windlichter in der Hand, den Anfang die Fäsur der Reiter lehrte abermals wieder vor jedem der großen, breitgeschweiften, hochkräftigen Trauerwagen, die schwarz waren vom Gezähe der Pferde, den Rücken der Reiter, den Rücken der Reiter bis auf das Haupt der Reiter selbst, die — zur Erhöhung der Reiter, feierlichen Unwirklichkeit — schneeweiße Fuderhüllen trugen. Nur die Zahl der Wagen hatte sich vervielfacht; sie waren auf über ein Duzend gestiegen, die Wagen der Kammerdiener, der Kammerer, der Adjutanten, der Gardebataillone, des Oberhofmeisters — ein einziger schwarzer Gedankenstrich —, bald verdünnt durch die Wiederkehr der Reiter, bald verdickt durch das Gewicht einer Kalesche, im Rhythmus des Zuges nur ein Auftakt zu der Majestät des Leichenwagens, der alle, Wagen und Reiter, Hof und Hof, turmhoch überragte wie die Erhabenheit des Thrones die Masse der Versammlung.

Ohne Schutz von Glaswänden hing der Sarg in dem riesigen Wagen. Eine ganze Kavalkade schwarzer Hengste zog ihn an. Seine Düsternis hob sich nachdrücklicher, ehrfurchtsgebietender ab von der schimmernden Lichtheit der Gardisten mit ihren schneeweißen Mänteln, den weißen Helmbüscheln, den stählernen funkelnden Lanzen, die rings um den Leichenwagen das Geleite gaben. Weltversunkene Nacht im lichten Kranz des Tages. Sie legte sich schwer und erschütternd auf jedes Gemüt: sie hatte etwas ganz Fernes, Menschenentfremdetes, Erfremdetes. Aber das ergreifendste war doch dies: daß der menschlichste Kaiser Franz Joseph I. unter menschlichem Mägelaut zu Grabe gefahren wurde — der Reiter auf dem Bod des Leichenwagens, Franz Josephs Leibkutscher, weinte und schluchzte wie ein hilfloses Kind, als er seinen Herrn zum letzten Mal fuhr.

So bog der Zug das ungeheure Arie über den Ring, den Kai, zur Kirche von St. Stephan, deren Inneres eine einzige Trauernacht war. Schwarz die Wände, schwarz verhüllt die Säulenbündel, schwarz verdeckt die Aniebänke, schwarz verhängt die Altäre, schwarz belegt selbst der steinerne Fußboden — als wäre durch ein trauriges Wunder des Himmels unaufhörlich schwarzer Schnee von der Höhe des Turmes niedergefallen und hätte alles mit seiner dunklen Farbe verkleidet, tie die Silhouetten der Menschen, sonst in dieser Kirche nur dümmert zu sehen, scharfer und greller umriss.

Eine Stunde später traten sie auf die Straße. Und wiederum siegte der schattenhafte Gedanke an den Toten über die sinnliche Nacht der Lebenden: jeder dachte nur, daß Jahr für Jahr Franz Joseph, der tote Kaiser, diesen Weg aus der Stephanskirche am Fronleichnamstag hinter dem Allerheiligsten einhergeschritten war. . . . Farbige Lichter waren nun in die einförmige Düsternis des Zuges gekommen durch das Feldgrau der Offiziersmäntel, das Grün der Generalschüte, das Weiß, Tiefblau und Rot fremdländischer Uniformen und die prunkvollen Ornate der Bischöfe, die mit hohen weißen Mützen dem Sarg voranschritten. Hinter ihm ging die Kaiserin, der neue Kaiser, der nach einem fast mythischen Brauch des Zeremoniells zwölf Stunden nach dem Tode seines Vorgängers an sein Sterbebett zu treten hat mit den Worten: „Majestät, ich melde mich als Nachfolger. . .“ Zwischen Kaiser und Kaiserin aber, zwischen Mutter und Vater, ging — das lieblichste Bild im Leichenzug Kaiser Franz Josephs —

in weißem Spitzenkleidchen, ein kleines, lächelndes Kind: der vierjährige Kronprinz Franz Joseph Otto. Es folgten deutsche Fürsten und in blendend weißem Mantel der Zar der Bulgaren, den der Tote noch als lustigen A. und N. Susek-offizier gekannt hatte, es folgten Könige, Großherzöge, Herzöge und Fürsten des Deutschen Reiches, und wiederum stellte sich eine Erinnerung ein: jener 7. Mai 1908, als, geführt von Wilhelm II., dreizehn deutsche Bundesfürsten im Maria-Antoinettezimmer zu Schönbrunn vor Kaiser Franz Joseph erschienen als Gratulanten des Bruderreiches zum 60. Regierungsjahr. Sie alle und alle die Erzherzöge, die hinter seinem Sarg lagen, hatte der Kaiser als Kinder gekannt, ihre Väter als kleine Knaben, mit ihren Großvätern war es Altersgenosse und Jugendfreund gewesen. Immer schon war er ihnen entrückt, auch im Leben war er schon über sie hinaus gehoben durch die edelste und menschlichste Majestät: durch die Krone des Alters „Unter der Erde liegt seine Zeit.“ Nun lehrte Franz Joseph zu denen wieder, die ihm im Leben die Nächsten waren: sein Sarg verschwindet durch das Kirchtor der Kapuziner.

Aber durch Wochen und Monate läßt er — nach dem Zeremoniell der Hoftraueransage — eine Spur der Trauer zurück, später im Anfang, mit deutlicheren Zeichen in Kleidung und Uniform, dann immer schwächer, immer geringer, bis, nach 6 Monaten die letzte Spur von der Gewöhnlichkeit des Alltags verschluckt ist. Nichts bleibt dann mehr von Franz Joseph im Bewußt des Tages, als die Glorie der Erinnerung, die Daten seines Lebens und seiner Regierung: der 18. August, der 2. Dezember und vor allem jener 21. November, der der letzte Tag seines Lebens und seines Herrschens war.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Im Peter-Baast-Walde. Aus dem Felde wird uns geschrieben: Seit einigen Tagen haben wir dem St. Pierre-Baast-Walde den Rücken gekehrt und bezogen Ruhequartiere. Mehrere Tage sind notwendig gewesen, um die aufgereagten Nerven zu sammeln, und wenn einst das Kaiserwort gefallen ist, den Krieg zu gewinnen, der die Wichtigkeit dieses Wortes, Gottlob steht ein gutes Nervensystem im Deutschen. Ich bin seit Beginn des Krieges auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen gewesen, habe viel Schweres durchgemacht, aber ich muß bekennen, daß solche Höchstleistungen niemals verlangt worden sind wie in diesem erbitterten Ringen an der Somme. Fast jeder Tagesbericht spricht von dem Pierre-Baast-Walde, vom Rande dieses Waldes und von dem Kampf um dieses Gelände. Dieser Wald ist nur noch ein Begriff. Als Wald ist er überhaupt nicht mehr zu bezeichnen, denn die Granataten der Gegner haben alles Leben abgebrannt. Nur Baumtrümmern in den vorwiegendsten Formen, die sichtbaren Spuren der Gaskocherzeugungen zeigend, erinnern daran, daß einst an dieser Stelle ein Wald gestanden hat. Hier gibt es keinen eigentlichen Graben mehr. Dafür reihen sich die Granatlöcher neben und hintereinander, und diese Trichter dienen als Deckung der ersten Gefechtslinie, auf der den ganzen Tag über das fürchterliche Trommelfeuer aus 28-Zentimetern hämmert. Kein Laufgraben sichert den Anmarsch zur ersten Linie. Die Ablösung muß in Schützenlinie mehrere Kilometer vorrücken. Nie ist mehr mit Flammenwerfern gearbeitet worden als an dieser Gefechtsstelle. Während wir die erste Linie hielten, war den Franzosen ein kleines Grabenstück in die Hände gefallen. Wir warfen den Franzmann wieder hinaus. Er hat seinen kleinen Erfolg, der kaum einen Tag angehalten hat, teuer bezahlen müssen. 400 Gefangene nahmen wir ihm ab, und über 200 Tote blieben zurück, als der Rest der Franzosen in die rückwärtigen Stellungen gestürzt war. Ein jeder Sturm, wenn er überhaupt zur Entfaltung kommt, kostete den Feind schon im Entwidern die fürchterlichsten Opfer. Ist ein Angriff erkannt, so setzt sofort unsere Artillerie ein, und ihre „Musterkoffer“ schwerster Art legen ein derartiges Speerfeuer, daß kein Menschenleben diesen eisernen Vorhang durchschreiten kann. Unsere Artillerie arbeitet vorzüglich und kein Infanterist steht in den deutschen Linien, der dieses Lob nicht unterschreibt. Es sieht es im St. Pierre-Baast-Walde aus! (ab.)



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgebichte, Novellen usw.

„Türkische Frauen.“ Von Franz Karl Endres. (Verlag von Arthur Herk, München.) Zu den zahlreichen Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt, welche die Waffenbrüderschaft mit der Türkei gezeitigt hat, kommt neuerdings ein sehr lesenswertes Werkchen hinzu, das sich ausschließlich mit der türkischen Frauenfrage beschäftigt. Mit offenen Augen und ausgestattet mit einem für Frauenreize sehr empfänglichen Herz und feingebildeten Gemüt behandelt der Verfasser, der als Kaiserl. Ottomanischer Major a. D. längere Zeit in der Türkei gelebt hat, in 14 Abschnitten dieses so schwierige Thema. Wir lernen das Liebesleben im Harem und in der türkischen Dichtung und Sprichweisheit kennen. Wir beobachten die Frauen bei ihrer Toilette und ihrer sehr umständlichen Schönheitspflege. Wir belauschen die Frauen auf ihren Ausflügen und bei Harmesbesuchen und erfreuen uns an der großen mütterlichen Liebe und Sorgfalt, die die Osmanin ihren Kindern entgegenbringt. Der Zukunft der türkischen Frau ist das Schlusskapitel gewidmet. Durch den Weltkrieg mit seinen Begleiterscheinungen ist auch die türkische Frauenfrage einen großen Schritt vorwärts gekommen. Wir finden heute eine große Zahl verdienender Frauen bei der Post, in den Telegraphen- und Telefonämtern und in kaufmännischen Büros. Was das für eine Überwindung von Hindernissen bedeutet, vermag nur der zu ermessen, der orientalische Verhältnisse genau kennt. Das in einem sehr angenehmen Plauderton geschriebene Werkchen ist gewürzt mit stimmungsvollen Schilderungen und poetischen Betrachtungen über das allgewaltige Baubild der Liebe.

„Die da drüben.“ Ostafrikanische Kriegsskizzen von G. v. Thern. (Verlag von Edwin Bunge, Berlin-Richterfelde.) Ein goldenes Ruhmesblatt haben sich unsere Kämpfer in den ostafrikanischen Kolonien erworben. Ist ihr Krieg gegen englische und portugiesische Übermacht auch ein ausichtsloser, jeder Fleck deutschen Kolonialbodens wird zum Altar, wo Heldenblut geopfert wird für Deutschlands Ruhm und Deutschlands Ehre. Ein Kenner Ostafrikas erzählt von den Kriegstagen in jenem Weltteil; mit dankbarem Herzen legen wir das Buch aus der Hand, und fester wird in uns die Zuversicht und der Wille, durchzuhalten bis zu der Zeit, da die Friedensglocken schönere Tage einläuten. — Tage des Glücks, Zeiten der deutschen Weltgröße.

„Der Wanderer zwischen beiden Welten.“ Ein Kriegserlebnis von Walter Flex. (C. S. Neesche Verlagbuchhandlung, Oskar Ved, München.) In klarer Schönheit offenbart dieses Buch das Große und Heilige, das uns dieser Krieg brachte, die freie, freudige Eingabe eines jugendlich kräftigen Menschenlebens für Deutschlands Zukunft. Und die Behmut über das Sterben des herrlichen Freundes wird überwunden durch das wissende Gefühl von alledem, was er zum Opfer brachte, was von Gütern des Geistes und Empfindens hier in schönster Blüte sich hingab und doch nicht verloren blieb. Ein ergreifendes Denkmal der Freundes-treue, zugleich das Werk eines Dichters, dem das starke Mitempfinden Erlebnis und Wirklichkeit zum Kunstwerk verflachte. Unter den wertvollen Lebensbüchern aus großer Zeit eins der besten.

„Adolf Matthias: Wie werden wir Kinder des Glücks?“ (C. S. Neesche Verlagbuchhandlung, Oskar Ved, München.) Man hat in der Zeit vor dem großen Kriege eifrig bei uns allerlei Schriften amerikanischer oder englischer Herkunft über Lebensweisheit vertrieben und hochgepriesen, die recht annehmbare gute Lehren zu geben schienen und doch von jenem Geiste einer nüchternen Nüchternheitsphilosophie erfüllt waren, den wir jetzt als etwas uns ganz Fremdes empfinden. Freilich auch für den deutschen Pädagogen, der uns dieses schöne Büchlein schon vor Jahren schrieb und jetzt aus neuem Aussehen leuchtet, ist Glückseligkeit Zweck der Natur und Lebensziel, aber dieses Lebensziel schließt zugleich in sich die ernste entsagende Arbeit, des Bewußtseins einer höheren Allgemeinheit, der jedes Einzeldasein im Schaffen und Streben wie im Genießen sich unterzuordnen hat. Und darum besteht das Buch auch seine Probe in unserer harten Zeit. Was der Verfasser früher in dem Abschnitte: Glück, Politik und Vaterland schrieb, war ganz die Erkenntnis, die jetzt Allgemeinut geworden ist, was sonst über die Grundlagen unseres Familienlebens wie der Gesellschaft, über Öffentlichkeit, Bildung oder auch die ersten Mächte des Daseins gesagt wird, das wird für den gerecht, freitütlich und maßvoll empfindenden Deutschen auch in unserer zu erhoffenden größeren Zukunft unverlierbar bleiben. Eine Art von weltlicher Familienpostille ist das Buch für das deutsche Haus vielen geworden, weitere Freunde wird es sich in dieser Erneuerung gewinnen.

„Das Monopol.“ Sozialer Roman aus dem russischen Volksleben von Karl A. u. H. S. Zweite Auflage mit einer Einführung und Anhang. (Sozialer Verlag, Berlin.) Die Macht

der Finsternis, so könnte auch dieser Roman sich nennen, den mit erschreckender Gegenständlichkeit die Furchtbarkeit der inneren Zustände Rußlands darstellt. Ein Deutschruße hat ihn geschrieben, dem die intimste Kenntnis aller Verhältnisse zu Gebote stand und der zugleich über ein sehr beachtenswertes künstlerisches Können verfügt. Erbarmungsloser Naturalismus herrscht besonders im ersten Teile des Buches vor, der die zerstörende Macht des Dämonen Alkohol in trassen Einzelbildern offenbart. Verhörenderes folgt in der Geschichte der Gelbin, die durch eigene sittliche Kraft, den fast magischen Einfluß eines edlen Priesters und eine reine Liebe aus dem Schlamme hervorgehoben wird. Wenig hoffnungsvoll erscheint dann der Schluß: die Regierung selbst, der vor allem an den hohen Einnahmen aus dem Schnapsmonopol gelegen ist, unterdrückt alle jene uneigennütigen Bestrebungen, das Säuferelend zu bannen. Alles das erhält durch den Vergleich mit unseren Tagen, den Hinblick auf das so bedeutungsvolle Alkoholverbot Rußlands noch besonderes Interesse. Das Buch kämpft für eine gute Sache, es bedeutet so eine sittliche Tat.

„Flieger über London.“ Eine Erzählung aus den Spätherbsttagen 1915 von Justus Schoenthal, (München und Berlin bei Georg Müller.) Es ist freilich höchst abenteuerlich, was der Verfasser von der Geschichte eines deutschen Offiziers zu berichten weiß, der als Spion in London sich einschleicht, des allmächtigen Reichener Untergebers wird, durch seine Mitteilungen die Vernichtung eines Truppentransportes im Mittelmeer den deutschen U-Booten ermöglicht und endlich trotz seiner Entlarvung mit der Geliebten über das Meer davonflieht. So unwahrscheinlich das klingt, es wird uns doch plausibel gemacht und geschickt zugerichtet. Und in einzelnen Charakteren, besonders dem eines verkommenen, dem englischen Gant zum Opfer gefallenen Poeten erreicht der gewandte Verfasser auch eine gewisse künstlerische Höhe.

Bei J. Engelhorn's Nachf., Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, ist soeben erschienen Joh. Grütner: „Du Heimat-Flur“ und von Rich. Vog. „Grütus, auch du!“ Zwei empfehlenswerte Bücher in der bekannten gediegenen Ausstattung.

Jugendbücher.

„Lebensbücher der Jugend.“ Herausgegeben von Dr. Friedrich Düfel. „Unsere Kriegshelden.“ Berichte aus dem Völkerringen. Gesammelt von W. J. u. S. Nothe. Mit 4 farbigen und 18 schwarzen Abbildungen. — „Unsre Flieger im Felde.“ Ein Preisbuch der Kaperzeit. Gesammelt und eingeleitet von Oskar Wiener. Mit 4 farbigen und 12 schwarzen Bildern. — „Der abenteuerliche Simplicissimus.“ Von Grimms Hausen. Eine Geschichte aus dem 30jährigen Kriege. Bearbeitet von Fr. Düfel. Mit 4 farbigen und 17 schwarzen Abbildungen. Die bei unserer Jugend allbekannten und beliebten „Lebensbücher der Jugend“ (herausgegeben von Dr. Friedrich Düfel, Verlag von George Westermann in Braunschweig) bringen uns zum diesjährigen Weihnachtsfest wiederum drei ganz vorzügliche neue Bände. Mit ihnen werden unsern jugendlichen Lesern Bücher geboten, die die berechtigte Freude an Selbstenmut, Vaterlandsiebe, deutscher Heimatstimmung und bewegter Geschehnisse volle Befriedigung finden lassen.

Am Verlag C. Kister, Nürnberg, erschien für den Weihnachtsbüchertisch ein hübsch illustriertes Kinderbuch der beliebten Jugendschriftstellerin Marie Baber, „Notstrümpfen“ benannt, das gewiß, gleich ihren anderen Büchern, starken Widerhall in der Kinderwelt finden wird. Notstrümpfen ist ein kleines liebes Mädchen, das sich während des Krieges sehr nützlich und beliebt macht.

„Adolf Bönz u. Comp., Stuttgart, versendet eben wieder seine sehr empfehlenswerten Jugendbücher, die sich unter dem Gesamttitel „Mein Vaterland“ bereits viele Freunde erworben. Als eines der ersten Bücher begrüßten wir im vorangehenden Jahre eine ansprechende Erzählung von Walter Schulte vom Drüßl, die letzte, soeben erschienene Erzählung trägt den Titel „Drei gute Kameraden“ und stammt aus der Feder von Franz Hertwig. — Empfehlenswert ist auch Band 23, Arthur Schleißner: „Große Zeit erfährt den ganzen Menschen!“ Kriegsepisoden für die Jugend.

„Eine feine Woche.“ Von Fritz Pistorius. (Trowitsch u. Sohn, Berlin.) Der bekannte und beliebte Jugendberzähler hat ein neues Buch geschrieben, das ihn gewiß noch beliebter machen wird. Echtes Jungenleben herrscht in der Klasse des Dr. Fuchs, der mit seinen Jungen mitliebt und dem deshalb auch aller Derges freudig entgegenhängen. Bei aller Auslassendheit, die in solch feiner Woche auch auf die ruhigsten Gemüter anstehend wirkt, fehlt es doch nicht an tiefer Erzieherweisheit, die die jungen Leser zu heben versteht und auf die Jungen bereichernd und anspornend wirkt.